

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

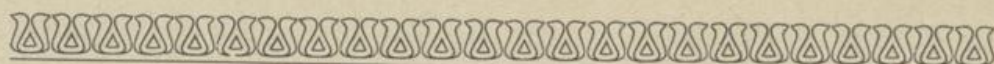
Königliches Viktoriagymnasium in Potsdam

Rassow, H.

Potsdam, 1912

V. Einige Blätter der Erinnerung an frühere Lehrer der Anstalt.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6650



V. Einige Blätter der Erinnerung an frühere Lehrer der Anstalt.

Das erste Mitglied des Kollegiums war in den achtziger Jahren der Professor Dr. Schillbach geb. 1827, ein Mann, der durch seine körperliche Rüstigkeit, die er sich bis in späte Jahre erhalten hatte, und sein allzeit fröhliches Herz seinen Schülern noch in lebendiger Erinnerung sein wird. Krankheit kannte er nicht; meldeten sich Anzeichen einer solchen, so wurden sie weggeturnt; doch im Jahre 1892 trug die böse Influenza auch über ihn einmal den Sieg davon. Auch das Gefühl der Kälte war ihm unbekannt. Derselbe Überzieher wurde im Sommer und Winter benutzt, aber aus dem Tempo, in dem sich sein Besitzer bewegte, erkannte man, so behaupteten seine Primaner, die jeweilige Jahreszeit. Der alte Herr lebt noch in Berlin; aber die einst so flinken Beine haben ihren Dienst seit Jahren eingestellt, während sein Geist noch jugendlich frisch ist, wie ehemals.

Schillbach innig befreundet war der Prof. Vogel, ein sehr belesener und gelehrter Herr, der bis zu seinem 56. Lebensjahre Junggeselle gewesen war, dann aber noch in seinen höheren Jahren an sich erfuhr, „weicher Liebe so ein weibliches Wesen fähig war“. Im Unterricht bot er seinen Schülern viel, verlangte aber auch Tüchtiges von ihnen. Sein Steckenpferd war die Sprachvergleichung. Nicht wenige von denen, die einstmals zu seinen Füßen gefessen haben, werden sich der Stunden erinnern, in denen Etymologie getrieben wurde, und die berühmte Wurzel Bri eine große Rolle spielte! Zur bestimmten Stunde trat er täglich seinen Spaziergang auf den mons saluber (d. i. Brauhausberg) an, um nachher auf dem Bahnhof oder in einem andern Restaurant allein an einem Tische sitzend sich in einen englischen oder französischen Schriftsteller — er, der Altphilologe — zu vertiefen und sich allerhand Notizen daraus zu machen. Die Schulkonferenz von 1892 hatte nicht seinen Beifall, und Ostern 1894 trat der 71 jährige in den Ruhestand, weil „die alten Schläuche nicht mehr brauchbar waren für den gärenden Most der Zeit“.

Mit Schillbach und Vogel zusammen schied vom Gymnasium der Prof. Dr. Wiechmann, der selbst ein Schüler der Anstalt gewesen war und an ihr 28 Jahre als Lehrer gewirkt hatte. Wiechmann, der in seinen jüngeren Jahren als Lehrer frisch und flott gewesen war, wurde, nachdem er die Vierzig überschritten hatte, von einem Nervenleiden befallen, das ihn viel beunruhigte und oft mißmutig und unzufrieden mit der Welt machte. Darum entschloß er sich, erst 54 Jahre alt, dem Beispiel seines Schwagers Vogel zu folgen und in den Ruhestand zu treten. Ein damaliger Kollege, der gern prophezeite und Leiden mit Vorliebe als „akut“ bezeichnete, sagte

ihm einen baldigen Tod voraus. Aber er lebt noch heute in Potsdam, mehr denn 18 Jahre pensioniert, und seine früheren Schüler, die ihm das Leben oft sauer gemacht haben, gedenken seiner in Dankbarkeit und wünschen ihm noch einen langen, sonnigen Lebensabend.

Zehn Jahre früher hatte sich sein langjähriger Kollege, der Oberlehrer Dr. Friedrich, pensionieren lassen. Ich weiß, daß ich mit diesem Namen eine Menge von Erinnerungen bei alten Schülern auslöse. Die Gestalt des Philologen aus alter Zeit wird vor ihnen wieder lebendig, und ihrer sind nicht viele, die diesem Lehrer gegenüber in Schulangelegenheiten ein ganz reines Gewissen haben. Friedrich war sehr fleißig, arbeitete jeden lateinischen und deutschen Aufsatz, den er aufgab, selbst sehr sorgfältig aus und las ihn seinen Schülern vor; aber der, der da dem Vorbilde nicht folgte, sondern seinen eigenen Gedankenweg ging, lief doch Gefahr, „ein frecher Bursche, der klüger sein will als sein Lehrer,“ gescholten zu werden.

Als Mathematiker gehörte zu dem damaligen „Areopag“, wie der Direktor Volz die damals ältesten Oberlehrer zu nennen pflegte, auch Heinrich Schrodt, der leider im besten Mannesalter am 18. Dezember 1891 verstarb. Seine Schüler rühmen an ihm eine außerordentliche Klarheit beim Unterricht und ein so geschicktes Einprägen der mathematischen Regeln, daß es als ein Zeichen sehr mangelnder Begabung angesehen wurde, in der viel verrufenen Mathematik bei ihm nicht Genügendes zu leisten.

Hiermit verlassen wir das Volzsche Zeitalter und wenden uns der Ära Freu zu, um das Andenken der Männer, die unter diesem Direktor wirkten, nun aber verstorben sind, in kurzen Zügen zu erneuern. Erster Oberlehrer wurde, als Ostern 1894 drei Herren zu gleicher Zeit in den Ruhestand traten, der Professor Dr. Karl Seyffert. Nicht oft gehen die Ansichten der Schüler über einen Lehrer so auseinander, wie es bei ihm der Fall war: er wurde bewundert und geehrt bei den einen, und wurde sehr kritisiert von den andern. Eins steht fest: er war ein sehr geschickter Lehrer, der seine Schüler in der lateinischen und griechischen Formenlehre und Syntax zu großer Sicherheit brachte. Freilich stellte er hohe Anforderungen an ihr Gedächtnis im Homer und Hyraz, und seine Extemporalien waren eine kunstvolle Zusammenstellung von allerhand sprachlichen Fußangeln, wie sie in jener Zeit üblich waren. Aber ebensoviel wie er von seinen Schülern verlangte, forderte er auch von sich selber. In der Einübung der griechischen Formenlehre besonders war er unermüdlich. Gegen den, der seinen Ansprüchen nicht genügte, wurde er bisweilen schroff und sarkastisch, und hierin liegt z. Teil der Grund, warum ihm manche Schüler nicht zugetan waren. Gewiß sieht ihn noch mancher seiner ehemaligen Schüler vor sich, wie er in seinen jüngeren Jahren beim Extemporaleschreiben oben auf dem Stuhl des Katheders stand, um besser die Klasse übersehen zu können. Politisch stand er auf dem äußersten Flügel der Linken, ein scharfer Gegner der Konservativen, was dann sogar zu Mißhelligkeiten geführt hat. In seinem privaten Leben war er anspruchslos, vielleicht auch wohl zu anspruchslos. Als er im November 1904 starb, setzten ihm seine Angehörigen ein Wort auf seinen Grabstein, das

er nicht nur als Familienvater, sondern auch als Lehrer vollauf verdient hat: „Wie ein groß Ding ist's um einen treuen und klugen Haushalter!“

Mit Prof. Seyffert in einer gewissen Spannung lebte während seiner Dienstzeit der Professor Gustav Schloßmann. Beide waren auch zu verschiedene Naturen: der eine demokratisch, der andere streng konservativ; der eine wenig militärfreundlich, der andere ein begeisterter Anhänger des preussischen Soldatenstandes. Denn für den Soldatenberuf lebte und schwärmte Schloßmann sein ganzes Leben lang. Bis in die fünfziger Jahre ging er, so oft es möglich war, zu einer Übung als Reserve-Offizier zu den 64 ern nach Prenzlau und kehrte jedesmal hochbeglückt heim. Und wer ihn dort hat wirken sehen und beobachten konnte, mit welcher Anhänglichkeit, wenn er für einen beurlaubten Hauptmann die Kompagnie führte, die Leute ihm zusetan waren, der konnte ihn wohl beneiden. Zog in Potsdam am Gymnasium eine Kompagnie mit klingendem Spiel vorüber — was ja nicht gerade selten vorkommt — dann hieß es: Bücher zu! Fenster auf! und den Jungen wurde stets erlaubt an die Fenster zu treten. Als Lehrer war er bei seinen Schülern sehr beliebt, obwohl er nicht immer sanft mit ihnen umging. Manches durch Zusammensetzung gebildete Wort wird wohl noch bei ihnen lebendig sein, ebenso wie das „Schlittensfahren“. Er strafte in seinen jüngeren Jahren hart; doch nahmen seine Schüler ihm das nicht übel; wußten sie doch, daß er wie kein anderer für sie eintrat und ihnen den Weg zu ebenen verstand, so daß sie zu ihrem Ziel kamen. Einen Tadel im Klassenbuch, von einem der Kollegen in seiner Ordinariatsklasse notiert, betrachtete er fast als eine persönliche Beleidigung! Da Schloßmann fernerhin großes Geschick in der individuellen Behandlung der Jungen hatte, wenig aufgab und das Aufgegebene in der Klasse geschickt vorbereitete, so ist es kein Wunder, wenn seine Schüler mit großer Liebe und Dankbarkeit an ihm hingen und ihm diese Liebe und Dankbarkeit auch noch lange nach dem Abgange von der Schule bewahrten. Nicht verschwiegen darf werden, daß aber auch Schloßmanns Schüler geschickt in seiner individuellen Behandlung waren. Er war zugänglich für ihm wohltuende Worte. Wurde ihm von Angehörigkeiten in andern Klassen erzählt, so tat er gern die Frage, warum so etwas bei ihm nicht vorkomme. Fast regelmäßig erfolgte die Antwort: „Herr Professor, so was sollte bei Ihnen einmal wagen!“ Schloßmanns Wunsch war immer gewesen, sich recht früh in den Ruhestand zurückzuziehen. Dem Abraten seiner Freunde, nur nicht zu frühe damit anzufangen, begegnete er meist mit dem Scherzwort: „Ihr wißt ja gar nicht, mit wie wenig Arbeit ich zu erhalten bin“. Im Herbst 1909 wurde auf seinen Antrag seine Sehnsucht nach dem Ruhestand erfüllt, und nun trat das Unerwartete ein, daß derselbe Mann, der die Ruhe jahrelang herbeigesehnt hatte, wenige Monate nach seiner Pensionierung überall nach Beschäftigung suchte. Sein Leben galt ihm beinah als verfehlt; der einst so lebensfrohe und allgemein beliebte Mann verfiel in eine gewisse Schwermut und Menschenscheu, die am 27. Juni 1910 seinen unerwarteten Tod herbeiführte.

Mit Schloßmann wirkte mehr als 20 Jahre zusammen der Oberlehrer Friedrich Schwarze, der die Kriege von 1866 und 70/71 mitgemacht und in diesem mit dem Eisernen Kreuz dekoriert worden war. Auch er hatte

eine Vorliebe für den Soldatenstand und hat sich in seiner Mußezeit außerordentlich große Verdienste um das Gedeihen der hiesigen Krieger- und kameradschaftlichen Vereine erworben. Schwarze war eine weit und breit bekannte Persönlichkeit und verstand es, durch die schlichte Art seines Auftretens und durch seine Unermüdlichkeit im Erteilen praktischer Ratschläge sich das Vertrauen des einfachen Mannes zu gewinnen. Überhaupt war er um seines schier unergründlichen Anekdotenschatzes willen an jeder Tafelrunde ein gern gesehener Gast. Als er am 5. Mai 1905 zu Grabe getragen wurde, war die Beteiligung aus allen Kreisen der Bevölkerung so stark, daß Potsdam wohl nur einmal vorher ein so großes Leichengefolge gesehen hat, nämlich bei der Beerdigung von Schulze-Delitsch. In der Klasse ging es bei Schwarze außerordentlich gemütlich zu; es wurden von beiden Seiten viele Späße gemacht. Die meisten Schüler hatten in der Klasse einen besonders zurecht gemachten Namen, und die Strenge des Unterrichts wurde gelegentlich durch Abwicklung eines kleinen Markengeschäfts angenehm unterbrochen. Gern wurden von ihm markante Worte gebraucht, z. B.: „Komm her, du Schalk und fauler Knecht“ wurde dem Schüler zugerufen, der sich sein „Deputat“ für Faulheit oder Übermut holen mußte. Dies Deputat bestand in den sogenannten Moppen, deren es drei Arten gab: die Reserve-, die Landwehr- und die Landsturm-moppe, und der letzten sagten die Tertianer nach, daß sie nicht von schlechten Eltern war. Auch des Nachmittags war Schwarze unermüdlich im Dienste der Schule tätig. Zwölf bis zwanzig Schüler erschienen fast jeden Tag in seiner Wohnung, teils um nicht genügend gelernte Aufgaben aufzusagen, teils um sich Privatarbeiten nachsehen zu lassen. Sie gingen alle gern dorthin, weil es recht gemütlich war; die Entlassung erfolgte meist mit dem morgenländischen Gruß: „Salem aleikum!“ oder dergleichen. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Schwarze außerordentlich hilfsbereit war, und in Geldsachen von einer seltenen Gütigkeit. So hat er bisweilen Pensionäre ins Haus genommen, für die er nicht nur kein Pensionsgeld bezog, sondern für die er auch noch das Schulgeld obendrein bezahlte, und diese seine Hilfsbereitschaft war von der Art, von der es heißt, daß die linke Hand nicht wußte, was die rechte tat!

Als Gesanglehrer wirkte mit allen vorher genannten Herren zusammen der Kgl. Musikdirektor Hermann Karow, der dem Lehrerkollegium fast 44 Jahre (von 1856—1900) angehörte. Und was war er für ein Gesanglehrer! Hunderte von seinen früheren Schülern, die auf seinen Taktstock gesehen haben, werden bezeugen, daß es eine Lust war, bei ihm im Chor zu sein. Die Leistungen im Gesang waren Jahrzehnte lang an unserer Schule nach allgemeinem Urteil großartig. Ich entsinne mich noch, daß ich am ersten Viktoria-Abend, den ich miterlebte, geradezu hingerissen war von dem Vortrage von Ahlands „Harald“ und Eichendorffs Lied „O Täler weit, o Höhen“. Als echtem Musikanten fehlte es ihm beim Gesangsunterricht auch nicht an der nötigen Verbheit, und seine Worte: „Ihr singt ja wie die Schweine“ klingen wahrscheinlich noch heute manchem ehemaligen Schüler im Ohr. Karow erfreute uns jeden Sonnabend bei der Schlußandacht mit einer schönen Motette und nur eins vermisten wir: er hatte nichts für die Pflege des Volksliedes übrig, und der Gesang bei Schulausflügen war ihm verhaßt, weil er der Ansicht war, dadurch würden die Stimmen verdorben.

Außer Gesang unterrichtete er in Quarta bis Sexta in der Religion, im Latein und im Rechnen. In Sexta M, wo er viele Jahre lang als Ordinarius Latein gab, ging es im Unterricht sehr lebhaft zu, so daß die Jungen sich manchmal nicht beim Melden mit dem Aufstehen begnügten, sondern auf Bänke, ja Tische stiegen. Originell waren unter Umständen seine Strafen. Wer nichts wußte oder gestört hatte, mußte in den Stall, d. h. in die Ecke, bei schlimmeren Fällen in den großen Stall, d. h. in einen Winkel, der zwischen Klassenschränk und Wand sich befand, oder mußte sich auch selbst vor seinen Mitschülern eine derbe Ohrfeige geben. Bei seinen Kollegen war Karow sehr geschätzt. Er war ein sehr belesener Mann und konnte famos erzählen. Mit seiner lebhaften Phantasie gestaltete er manche seiner Geschichten den Umständen nach um, und nicht selten erhob sich im Konferenzzimmer ein fröhliches Lachen, wenn er eine Anekdote, zu deren Erzählung er gedrängt wurde, nach einigen Wochen in veränderter Gestalt zum Besten gab.

Karow, dem wie gesagt, oft der Schalk im Nacken saß, kam eines Tages in das Konferenzzimmer und fragte einen Kollegen von der Theologie, der alles zu wissen schien, ob denn die alten Hebräer auch ein Musikinstrument, „die Zage“ benannt, gehabt hätten. Der Gefragte erwiderte: „Aber Karow, das wissen Sie nicht?“ Dann folgte die Belehrung, daß die Zage ein Instrument ähnlich der Sittith gewesen und zur Begleitung der Psalmen in den Judenschulen gespielt worden sei. Ohne eine Miene zu verziehen, quittierte Karow dankend mit den Worten, nun erst sei ihm das rechte Verständnis dafür aufgegangen, was Paul Gerhardt in seinem schönen Neujahrslied meine: „Mit Zittern und mit Zagen, durch Krieg und große Schrecken, die alle Welt bedecken“.

Im Herbst 1900 wollte er in den Ruhestand treten und Potsdam, an das er jetzt ein halbes Jahrhundert gewöhnt war, auf den Wunsch seiner Angehörigen schweren Herzens mit Pankow bei Berlin vertauschen. Doch es kam anders. Am 10. Juni meldeten sich bei ihm auf dem Gange in die Schule die Vorboten eines Schlaganfalls. Um seine Frau nicht aufzuregen, ging er in ein nahe Restaurant. Dort versagten ihm die Beine den Dienst, und als ihm ein befreundeter Arzt, der schnell gerufen war, erklärte, er habe einen Schlaganfall erlitten, sagte er noch: „So also ist es, wenn man den Schlag bekommt“; dann aber war es vorbei; nach 36 Stunden war er nicht mehr. Man vergleiche hierzu die vortreffliche Rede, die Herr Prof. Lange dem Gedächtnisse Karows am 30. Juni 1900 in der Aula gehalten hat, sie ist abgedruckt im Programm von 1901.

Ordinarius der andern Sexta war viele Jahre hindurch mit Karow zusammen der Gymnasiallehrer Otto Bergemann. Regte jener durch sein lebhaftes Temperament seine Schüler an, so brachte sie dieser durch seine gleichbleibende Ruhe und fortdauernde gründliche Wiederholung zu großer Sicherheit in der lateinischen Formenlehre der Sexta und der französischen Conjugation in der Quarta, welchen Unterricht er gleichfalls lange Jahre erteilte. Bergemanns Tüchtigkeit wurde insolgedessen von seinen Direktoren und Schulräten stets anerkannt. Als Mensch war Bergemann eine anima candida im wahren Sinne des Wortes. Zank und Streit waren dem friedlich denkendem Manne ganz fremd, wohl aber erhob er hier und

da warnend seine Stimme. Auch er starb eines plötzlichen Todes. Am Freitag, den 18. September 1903, hatte er noch seinen Unterricht gegeben, in der darauf folgenden Nacht bereitete ein Herzschlag seinem Leben ein jähes Ende.

In der Geschichte der Anstalt während der letzten drei Jahrzehnte ist entschieden der wichtigste Tag der 1. April 1901, an dem das Gymnasium aus den Händen der Stadt in die des Staates überging.

Die Schule erfreute sich in der eben genannten Zeit immer eines guten Besuches; die Schülerzahl betrug nicht unter 500 und stieg, wie schon vorher erwähnt, im Sommer 1904 bis auf 652. Von da an fiel sie wieder bis auf etwa 520. Die Gründe dieses Zurückgehens der Zahl liegen wohl einerseits in der wohlthätigen Verleihung der gleichen Berechtigungen an alle höheren Schulen; anderseits in dem schönen Neubau des hiesigen Realgymnasiums und zum dritten in der Errichtung eines Realgymnasiums in der Nachbargemeinde Nowawes. Auch finden Anmeldungen aus der Umgegend nur dann Berücksichtigung, wenn der betreffende Schüler nahe Beziehungen zu Potsdam hat. Vor 30 Jahren wurden die Schüler in 14 Klassen, dann in 16 Klassen unterrichtet. Im Herbst 1897 wurden durch die vollständige Teilung der Prima in 2 Oster- und 2 Michaelisklassen daraus 18 und in den letzten Jahren waren es zeitweilig 20, weil die beiden Oster-Primen in sich nochmals geteilt wurden; jetzt sind es 19 Klassen; in 5 Primen werden 118 Primaner unterrichtet, in den beiden Oster-Oberprimen sind 47 Osterabiturienten, denen im Herbst noch weitere 25 Abiturienten — hoffentlich — folgen werden.

Eine wichtige Änderung im Unterricht trat Ostern 1908 dadurch ein, daß Englisch von Ober-Sekunda an Pflichtfach und Französisch wahlfrei wurde.

Ein Jahr später wurde, anfangs nur für 4 Wochentage, später auch für die anderen, die Kurzstunde eingeführt und dadurch erreicht, daß die Klassen von Sexta bis Untersekunda von allem Nachmittagsunterricht befreit waren. Nur in Obersekunda und Prima liegen 2 Turnstunden und ein Teil des wahlfreien Unterrichts am Nachmittag. Im Sommer werden die Turnstunden zum Teil den Bewegungsspielen auf dem schönen Waldplatze auf dem Brauhausberge, der dem Viktoria-Gymnasium gehört, gewidmet.

Im Jahre 1909 wurde der Versuch gemacht, einen Elternabend zu veranstalten, der durch Darbietungen verschiedener Art die Eltern und Freunde der Anstalt in unserem Hause versammeln und das Band zwischen Schule und Haus noch enger knüpfen sollte. Er fand solchen Beifall und die Beteiligung war so groß, daß die Aula nicht ausreichte, um alle Nachfrage nach Plätzen zu befriedigen. Seitdem ist er in jedem Winter wiederholt worden, stets mit dem gleichen Erfolge.

Das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern war während der ganzen Zeit, von der hier die Rede ist, ein gleichmäßig gutes. Größere Verstöße gegen Zucht und Ordnung und insofgedessen schwerere Disziplinarstrafen sind kaum vorgekommen; wohl aber hat es nicht an mancherlei Beweisen von Anhänglichkeit und Dankbarkeit seitens früherer Schüler gefehlt. Auch außerhalb der Schule ist die Haltung der Schüler allezeit eine besonders gute gewesen, und mit großer Freude denke ich noch an die Tage zurück,

an denen ich hier vor langen Jahren Besuch von befreundeten Amtsgenossen hatte und von ihnen wiederholt hörte: „Was haben aber Eure Zungen für eine nette, freundliche Haltung, und wie fröhlich und hübsch grüßen sie!“ In Folge dessen ist das Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern auch ein besonders gutes. Das darf wohl einmal ausgesprochen werden, nicht um uns zu rühmen, sondern weil wir uns dessen von Herzen freuen!

Humoristisches aus Sexta.

I

Der Sohn eines hohen Beamten verspätete sich des Morgens öfter, und besonders war dies am Montag wiederholt der Fall, sodaß er die gemeinsame Andacht in der Aula versäumte. Als nun eines Morgens der im Flur die Aufsicht führende Lehrer zu ihm sagte: „Aber, lieber Junge, so kann das doch nun nicht weiter gehen!“ da blickte ihn der kleine Mann erstaunt an und sagte: „Aber, Du bist ja auch jeden Montag hier unten und betest auch nicht mit!“

II

Nun noch zwei Erlebnisse aus dem naturkundlichen Unterricht in Sexta. Es war vor langen Jahren. Vom Menschen und seinem Kopf ist die Rede; und bei der Besprechung der Zähne wird gesagt, daß nur wenige Menschen sich des Besitzes aller Zähne erfreuten. Diese Äußerung löst eine Reihe von Erzählungen aus, in denen jeder der Kleinen seine Erlebnisse auf diesem Gebiete zum Besten gibt. Lange schon hat sich der Zweite in der Klasse gemeldet. Als auch ihm das Wort gegeben wird, erzählt er nicht von sich, sondern von seiner Mutter: „Meine Mutter hat nur noch drei echte Zähne, alle andern sind falsch“. Die bedauernden Worte: „Was mag deine arme Mutter schon durchgemacht haben!“ begleitet er mit zustimmendem Kopfnicken. Bei der Wiederholung in der nächsten Stunde meldet sich derselbe Junge noch einmal mit krampfhafter Anstrengung, um zu bekennen: „Ich habe neulich nicht die Wahrheit gesagt: meine Mutter hat nur einen echten Zahn!“ — Jahrelang habe ich, wenn ich der Dame begegnete, mir in der Stille die Frage vorgelegt, ob sie wohl eine Ahnung davon habe, wie tief ich in ihre Toilettengeheimnisse eingedrungen sei.

III

Einer der letzten Paragraphen des naturkundlichen Lehrbuchs handelte damals vom Hausstorch. Die Einleitung: Wir kommen nun zu einem Tier, das euch alle einmal gebracht hat — rief schon einige Zweifel hervor. Als dann vom Storch als Zugvogel die Rede war, erhob sich plötzlich ein frischer Junge und sagte: „Ich und mein Bruder sind aber im Dezember geboren, und da sind doch die Störche nicht hier.“ Er wurde nun gefragt, ob er noch nie die schwarzen Störche gesehen habe, die damals im Park von Glienick gehalten wurden und die das ganze Jahr hier blieben. Damit schienen zunächst die Bedenken verscheucht; aber gleich meldete sich der filius postumus eines nun längst verstorbenen Generals und sagte: „Ich glaube, die Störche hat der Prinz nur für seinen Privatgebrauch“.

Fuhrmann.